

Prolog



Herzschmerz.

Einfach nur das.

Ein fieser durchdringender Stich, der sich in meine Brust bohrt.
Mir die Luft zum Atmen nimmt, ein Engegefühl erzeugt.

Geh nicht! Das will ich schreien.

Ich möchte mich an die Fensterscheibe des ICE werfen, wie in kitschigen Liebesfilmen meine Hand auf das kühle Glas pressen.

Ich von außen.

Er von innen.

Dann soll er mich intensiv ansehen, schlucken, und das wäre der Moment, in dem er gedämpft flucht. *Fuck!*

Ein *Fuck*, *ich kann ohne dich nicht mehr leben!*

Er reißt sich fort und stürmt aus dem Zug. Sucht mich zwischen den Menschen am Gleis. Findet mich. Hastet zu mir, schlingt mich in seine Arme. Sagt eines dieser Dinge, die er immer sagt und die Frieden und Hoffnung in mir auslösen.

Und Liebe. Ganz viel davon.

Aber diese Vorstellung existiert nur in meinem Kopf, denn ... niemand von uns wird sich losreißen. Ich presse meine Hand nicht gegen das Glas, weil ich kein verliebter Teenie mehr bin.

Ich will kein Drama machen. Keine übertriebene Sehnsucht zeigen, die sich schon jetzt meterhoch auftürmt wie ein Tsunami, obwohl *er* erst vor fünf Minuten in den Waggon gestiegen ist. Noch nicht einmal auf seinem Platz sitzt.

Ich will das nicht.

Meine Augen wenden sich ab. Kurz und schmerzlos.

Nein.

Kurz und absolut *schmerzvoll*.

Es ist nicht, wie schnell ein Pflaster abzuziehen. Es ist, wie eine Wunde aufzureißen. Quälend langsam.

Ich schleppe mich in Richtung Rolltreppen. Weg vom Zug. Weg von *ihm*.

Hab dich nicht geplant ...

Ja. Das hatten wir beide nicht ...

... warst einfach da ...

Ja. Das warst du.

Du hast mein Leben zerfetzt.

Ja. Es ist ein Zerfetzen. Es ist schlimmer als das *Davor*, und das war schon scheiße genug.

Nicht heulen. Bloß nicht heulen.

Herzschmerz.

Einfach nur das ...

»Entschuldigung?«

Ich stoppe ruckartig.

Neben mir steht ein Typ mit dunklem Haar. Schwarzes Hemd. Schwarze Augen.

Er rückt die Brille auf seiner Nase zurecht. Lässt seinen Blick über mich wandern, von oben nach unten und zurück.

Ich schlinge instinktiv meine Arme um meinen Oberkörper.

Kälte. Das fällt mir als Erstes zu ihm ein. Ich spüre sie durch meine Kleidung, als wäre er *Jack Frost* persönlich. Ein Blizzard, der sich vor mir zusammenbraut.

Und der mir nicht fremd ist ...

Ich versuche, zu lächeln. »Ja?«

»Wir kennen uns, oder?«

»Tun ... wir das?«, frage ich langsam, mustere ihn durchdringend.

»Dewitz«, antwortet er.

Nur ein Wort.

Nur ein Name.

Aber Kälte.

Furchtbare Eiseskälte. *Furchtbare Erinnerungen.*

Schwarzes Hemd. Schwarze Augen.

Ich hätte ihn erkennen müssen. Auch wenn dreizehn Jahre seit unserer letzten Begegnung zurückliegen.

Alles an ihm schreit: *Ich hasse dich!* Kreischt reine Ablehnung.

Alles an ihm erinnert mich an *ihn*.

Schwarze Augen. Es ist kein Schwarz. Es ist ein dunkles Braun, das im Schatten wie Obsidian wirkt. Ich kenne es. Weil ich schon einmal in solche Augen geblickt habe. In die eines Monsters.

In die des bösen Wolfs.

Mein Herz hört auf, zu schlagen. Ich höre auf, Luft in meine Lungen zu schieben. Die Welt hört auf, sich zu drehen.

Sie haben mich gefunden.

Meine schlimmsten Albträume werden zur Realität, ausgelöst durch *sein* Erscheinen.

Eins, zwei, drei, vier Eckstein, alles muss versteckt sein. Bist du schon versteckt?

Ich wanke. Will mich irgendwo festhalten, habe aber nichts in greifbarer Nähe. Meine Füße in den Absatzschuhen drohen, zu kippen, doch ich kann verhindern, dass ich umknicke.

»Was?« Ein schriller Laut dringt aus meinem Mund. »Was willst du von mir? Wie hast du ...?« Das Ende meines Satzes hängt unausgesprochen in der Luft.

Er hört es trotzdem.

Wie in Zeitlupe vergräbt er die Hände in den Taschen seiner Jeans. »Ich habe dich eben mit Alex gesehen. Da dachte ich, ich sage kurz Hi.«

Alex?

Ich sehe mich um. Bin verwirrter als vorher.

»Er hat es dir nicht gesagt, oder?«

Mein Blick fällt zurück. Auf diesen Menschen, den ich versucht habe, zu vergessen. *Aber nie vergessen konnte ...*

Alles kribbelt. Hitze schießt mir ins Gesicht. Ich fühle mich, als würde ich fallen.

Er hat es dir nicht gesagt, oder?

Nein. Nein. Nein.

Bitte nicht ...

Bitte, lass das ein Scherz sein.

Zuckerwattewolken.

Alex.

Pures flüssiges Chaos, das durch meinen Körper wabert, mein Leben innerhalb weniger Sekunden vollkommen zerstört.

Und dieses Mal werde ich nicht wieder aufstehen.

Kapitel 1

Hanna

Menschen treffen in ihrem Leben viele dumme Entscheidungen. Dumme, falsche Entscheidungen mit Konsequenzen ungeahnter Tragweite. Die anfänglich wie ein leichter Windzug unsere Realität streifen. Bis sie zu einem Sturm heranwachsen. Einem Hurrikan, der den Rest unseres Daseins verändert. Erschüttert.

Ich habe schon viele solcher Entscheidungen getroffen. Und ich bin kurz davor, es wieder zu tun ...

Glaube ich.

Nein, Hanna! Heute stehst du für dich ein!

»Liebling?« Stephan, mein Mann, betrachtet mich besorgt. Tiefe Furchen bilden sich auf seiner Stirn.

»Ja ...?« Meine Stimme klingt heiser von der Panik, die sich in meiner Brust ausbreitet, sich in alle Körperregionen frisst.

»Hast du mich verstanden?«

Habe ich.

Ich habe seine Frage so gut verstanden, dass seine Worte noch jetzt in meinen Ohren alarmierend dröhnen. Sie schneiden tief in mein Fleisch, verursachen buchstäblich Schmerzen.

Ich möchte Stephan anschreien. Ihn nach dem *Warum* fragen.

Warum auf einmal? Wir haben doch darüber gesprochen! Wir haben es ganz am Anfang geklärt.

Meine Hand wandert wie automatisch zu dem halbvollen Glas Wein vor mir, und ich trinke es in einem Zug aus. Mein Herz

schlägt schnell. Mein Inneres zittert vor Anspannung und Wut und Verzweiflung.

Es ist ein lauwarmer Juniabend. Wir sitzen in dem Hinterhof eines neumodischen Restaurants in Berlin Mitte. Stephan trägt ein dunkles Hemd, ich ein rotes enges Kleid – wir beide, perfekt gestylt für unsere Date-Night, die wir einmal in der Woche zelebrieren. Über unseren Köpfen sind Lichterketten von einer Hausfassade zur nächsten gespannt, unter dem schwarzen endlosen Himmelszelt. Backsteinwände mit rankendem Efeu rahmen uns ein. Romantisch.

Im Hintergrund singt Phil Collins *Against all Odds*. Ruft, dass ich Stephan genau ansehen soll.

Nicht aufstehen. Nicht gehen. Ansehen. Im besten Falle seine Frage mit Ja beantworten.

Weil es das ist, was Paare tun, wenn sie so lange zusammen sind. Wenn sie sich vor über sechs Jahren die ewige Treue geschworen haben. Ein Zusammensein ... bis dass der Tod sie scheidet. Mit allen Höhen und Tiefen und der gefestigten Fähigkeit, Kompromisse füreinander einzugehen.

Egal, wie schwer sie auch sind ...

»Ich habe dich verstanden«, stoße ich heiser hervor und schlucke. Hoffe, damit die Trockenheit in meinem Hals zu beseitigen.

An unserem Nebentisch kichert ein Pärchen, das sich verliebt anblickt und Händchen hält. Rechts von uns lacht eine Gruppe Männer.

Nur wir lachen nicht. Mir ist überhaupt nicht nach Lachen zumute.

Wir starren uns an.

Ist sich Stephan des Sturms bewusst, den er entfesselt hat? Ist ihm klar, dass, egal, wie ich mich entscheide – was auch immer ich

ihm antworte –, der Orkan kommen wird? Um uns niederzureißen

...

Hanna, wollen wir ein Kind bekommen?

»Ich glaube nicht, dass ich das kann.« Da ist sie. Meine Antwort auf seine Frage. Ehrlich und ungeschönt.

Stephan lächelt und greift über dem Tisch nach meiner Hand, umfasst meine Finger mit seinen. Weil er diese Reaktion erwartet hat.

Klar. Selbstverständlich hat er das.

Wir haben schließlich vor sieben Jahren darüber gesprochen.

»Das verstehe ich. Ich sage auch gar nicht, dass es sofort sein muss, aber ... wir sind nun schon so lange zusammen, dass ich es nett fände, unsere Familie wachsen zu lassen.«

Nett.

Kinderplanung ist nicht einfach nur *nett*. Kinderplanung ist *intensiv*. Sie trägt eine so große Verantwortung mit sich, dass mich allein der Gedanke daran regelrecht lähmt und mir eine unangenehme Gänsehaut über den Rücken fahren lässt.

»Hatten wir nicht beschlossen, dass wir keine Kinder kriegen werden?«, frage ich vorsichtig.

Stephans blaue Augen fixieren mich wachsam. Sein blondes schulterlanges Haar hängt ihm in vereinzelten Strähnen ins Gesicht. Wie so oft überkommt mich der Drang, sie ihm wegzuwischen.

Surferboy, wie Sina ihn immer nennt. Weil er wie einer wirkt. Groß, stets gebräunt, durchtrainiert und gut aussehend. Der Traum einer jeden Frau, die auf Männer mit australisch anmutendem Charme steht. Mein Traum.

Ein Traum aus der Vergangenheit ...

»Hatten wir«, erwidert er und schaut auf unsere ineinander verschränkten Hände. »Aber meinst du nicht, dass wir ... *du* noch einmal darüber nachdenken kannst? Ich bin über dreißig. Du bist fast dreißig. Um uns herum bauen sich alle ein Eigenheim und planen eine Familie.«

»Also willst du ein Kind, weil alle anderen auch eines in die Welt setzen?«

Stephan stöhnt. »Nein, natürlich nicht, aber ... Mensch, Hanna ... Wir verdienen gutes Geld, wir haben die obersten Stufen der Karriereleiter bestiegen. Wir haben quasi alles erreicht, was man erreichen kann.«

Er hat alles erreicht.

Ich nicht.

»Aber dir fehlt ein Kind in dieser Rechnung. Der Wunsch, dich um ein kleines Lebewesen zu kümmern, ist jetzt plötzlich da und so stark, dass du dir dessen sicher bist?«, hake ich nochmals nach.

»Wenn du es so sagst, klingt es etwas abfällig.«

»So meine ich es aber nicht ...«

»Wie meinst du es dann? Sehnst du dich nicht insgeheim danach, Mutter zu werden? Gibt es da nicht diesen winzigen, kleinen Funken, eine Familie gründen zu wollen? Mit mir? Dass wir zwei etwas hervorbringen, das einen Teil von uns in sich trägt?«

»Nein.« Meine Antwort kommt mir so schnell über die Lippen, dass Stephan die Augen weit aufreißt.

Ich vergrabe mein Gesicht hinter meiner freien Hand, will mich am liebsten verstecken. Weil ich mich schäme. Für mein viel zu zügisches Statement. Über das ich nicht einmal eine Sekunde nachgedacht habe.

»Gott, sorry, Steph. Ich habe es nicht so gemeint. Das hat nichts mit dir zu tun, das weißt du hoffentlich. Es ist nur ...« Ich

blicke aus meiner Deckung hervor. »Kinder sind toll, ja. Aber ich hatte nie den Wunsch nach eigenen, und das hat sich bis heute nicht geändert. Ich genieße meine Freiheiten, weiß sie zu schätzen und –«

»Und was ist mit meinen Wünschen?«, fragt Stephan scharf. Er löst seine Finger von meinen.

Schlagartig ist mir kalt. Nicht wegen des fehlenden Körperkontakts, sondern der Art, wie er mich ansieht. Eine Mischung aus Verachtung und Enttäuschung, die Arme nun fest vor der Brust verschränkt.

Und all diese winzigen Gegebenheiten reichen aus, um mich einknicken zu lassen.

Um mich klein fühlen zu lassen ...

Um schlechte Entscheidungen zu treffen, weil ich mir nicht anders zu helfen weiß ...

Egal, wie ich wähle, der Orkan wird kommen.

Nein.

Er ist bereits da.

»Hier geht es nicht nur um dich, Johanna, sondern um uns beide – um unsere gemeinsame Zukunft.«

»Das tut es. Keine Frage.« Ich schlucke. »Ich verstehe nur nicht, warum auf einmal. Als wir zusammengekommen sind, haben wir uns intensiv darüber unterhalten. Wie wir uns unser Leben, unsere Zukunft vorstellen. Und eigentlich ... Wir hatten doch entschieden, dass wir beide ohne Kinder leben können.«

Wollen.

»Ja, aber eventuell habe ich meine Meinung geändert. Möglicherweise sehne ich mich doch danach, mit der Frau, die ich über alles liebe, Kinder zu bekommen.«

Kinder. Mehrzahl.

Großer Gott!

»Natürlich, Vorstellungen können sich ändern. Aber das ist ein ziemlich großes Thema. Lebensverändernd. Es ist nichts, das man eben mal schnell entscheiden sollte. Und ... meine Einstellung dazu ... ist immer noch die von damals.«

Stephan seufzt genervt und blickt sich um, als möchte er jeden ansehen, nur nicht mich.

Bereut er es, mich gefragt zu haben? Möglicherweise sogar, mich geheiratet zu haben?

Weil ihm jetzt erst bewusst wird, dass ich null Komma null Prozent Traummaterial für eine perfekte Zukunft bin?

Es nie war.

Ich bin keine der Frauen, die sich eine Familie wünschen. Ich bin ständig auf der Flucht, auf der Suche nach mir selbst. Immer noch.

Und eigentlich wusste Stephan das bis vor wenigen Minuten auch.

Verflucht ... Was tun wir hier?

Wir haben immer gepasst. Es war immer alles in bester Ordnung. Klar, unsere Beziehung ist nicht perfekt, wir haben beide unsere Eigenheiten, aber *Kinder* ... Er weiß, wie ich zu diesem Thema stehe.

Er weiß es doch ...

Mein Herz pocht hart. Tränen versuchen, sich an die Oberfläche zu drängen, aber ich würge sie hinunter.

»Okay«, beginnt Stephan irgendwann, nimmt wieder Blickkontakt zu mir auf. »Ein Kompromiss: Ich will einfach nur, dass du den Gedanken wenigstens zulässt. Die Vorstellung von dir und mir und einem gemeinsamen Kind. Du sollst nur darüber nachdenken, gründlich und sorgfältig. Mehr nicht. Wäre das was?«

»Ja. Natürlich ...« In meinem Magen bildet sich ein Knoten.

Stephan nickt. Sein Lächeln ist nach meinem schonungslosen Nein in die unendlichen Weiten des Berliner Nachthimmels verschwunden. Er nimmt sein Glas und trinkt den Rotwein, dessen Namen er mir vorhin mehrmals begeistert vorgetragen hat.

Für mich ist es immer nur irgendein Wein.

Für ihn ist es stets ein besonderer Château aus Frankreich, den ich kaum aussprechen kann.

Und eventuell haben wir hier das Problem: Dass wir beide die Dinge in unserem Leben unterschiedlich wahrnehmen. Schon immer unterschiedlich wahrgenommen haben.

Stephan stets in ihrer vollen Schönheit. Wissend, dass ihnen eine größere Bedeutung innewohnt.

Ich oberflächlich. Weil ich damit beschäftigt bin, noch zu versuchen, irgendwie in diese Welt hineinzupassen.

Die mir jetzt, das erste Mal seit vielen Jahren, entsetzliche Angst bereitet.



Der Kellner kommt und räumt unsere Teller ab. Stephan verschwindet auf die Toilette. Ich bleibe sitzen, stütze meine Ellenbogen auf dem Tisch ab und vergrabe mein Gesicht in meinen Händen.

Wir werden gleich gehen. Stephan sah nicht mehr so aus, als wolle er mit mir noch einen Abendspaziergang an der Spree machen. *Oder überhaupt jemals wieder irgendwo mit mir hingehen.*

Ich denke über das Nein nach, das meinen Mund verlassen hat.
Von dem ein Teil in meiner Kehle zurückgeblieben ist.

Nein, nein, nein, nein ...

Kinder.

Klar, sie können die Erfüllung des Lebens sein. Der menschliche Körper ist für die Fortpflanzung ausgelegt. Ja, es ist sogar genetisch und evolutionär vorgesehen, dass wir Nachfahren zeugen, aber ... *ich sollte besser die Finger davonlassen*. Nicht noch mehr Fehler in meinem Leben machen. Aus vielerlei Gründen.

Außerdem will ich es einfach nicht.

Mich reizt nicht einmal ansatzweise der Gedanke, ein kleines Lebewesen fast zehn Monate lang in meinem Körper zu tragen. Geschweige denn, es unter Schmerzen, die sich wie mehrere Knochenbrüche anfühlen sollen, aus mir herauszupressen.

Und alles, was sich nach dieser Prozedur anschließt, erscheint nicht verlockender.

Einfach nein.

Nein, nein, nein, nein, nein.

Tatsache ist jedoch, dass ich Stephan nicht verlieren will. Und damit haben wir nun ein Problem. Ein großes. Ein verdammt riesiges.

Eventuell habe ich meine Meinung geändert. Möglicherweise sehne ich mich doch danach, mit der Frau, die ich über alles liebe, Kinder zu bekommen.

Um mich herum erklingt Gelächter, begleitet von *Walking On Sunshine* von Katrina & The Waves. Scheinbar läuft ein Achtziger-Jahre-Album im Shuffle.

Die Menschen sind ausgelassen, sind glücklich. Feiern möglicherweise einen Höhepunkt ihres Lebens in diesem hübschen

Berliner Lokal, in dem man gut Heiratsanträge machen oder Fragen wie *Willst du Kinder haben?* stellen kann.

Für mich ist das kein Höhepunkt. Es ist *mein* Tiefpunkt.

Ich wollte doch einfach nur weg von den bösen Erinnerungen. Weg von all dem, was ich *nicht* bin. Aber Stephans Frage katapultiert mich zurück, sodass ich nun hier sitze und mein Rückgrat verloren habe – irgendwo zwischen *Hanna, wollen wir ein Kind bekommen?* und *Du sollst nur darüber nachdenken, gründlich und sorgfältig.*

In meiner Tasche vibriert mein Handy. Sina, meine beste Freundin, hat mir getextet.

Sina ❤️

Vögelt ihr schon, oder hast du noch Zeit für einen Rat? Ich will Carbonara vorbereiten. Brauche ich dafür unbedingt Schinkenspeck oder ... geht auch Salami? 😊

Salami? Sina ... es geht alles, aber keine Salami! Und hier vögelt wohl heute jeder, doch sicherlich nicht ich ...

Sina ❤️

Was ist los? Ist etwas passiert?

Stephan will Kinder.

Sina ♥

Was? 🤖 Warum denn das auf einmal?

Er hat einfach plötzlich diesen Wunsch ...

Sina ♥

Okay ... das ist ... schwierig.

Ich lache auf und atme tief ein, weil sich ein Brennen hinter meinem Blickfeld ausbreitet.

Schwierig ist noch harmlos ausgedrückt in Anbetracht dessen, dass es sich anfühlt, als würde plötzlich meine Beziehung auf der Kippe stehen. Als würde ich Stephan verlieren, wenn ich nicht Ja sage.

Sina ♥

Okay, Honey, ruhig bleiben. Stephan wusste damals, auf was er sich einlässt.

Ja, aber jetzt zweifle ich das an. Seine Worte.
Meine Worte. Einfach alles. Vielleicht muss ich
endlich Verantwortung übernehmen, endlich
erwachsen werden.

Keine drei Sekunden später vibriert mein Smartphone erneut.

Sina ruft an. Ihr Foto erscheint groß auf meinem Display.

Allein ihr Bild sorgt für ein tröstendes Gefühl in meinem Inneren. Ihre hellen blauen Augen und das blonde lange Haar, von dem sie sich eine Strähne wie einen Schnauzer zwischen Oberlippe und Nase geklemmt hat.

»Ich kann nicht lange reden«, sage ich, als mein Telefon an meinem Ohr liegt.

Hastig spähe ich zur offenstehenden Tür, die ins Innere des Restaurants führt.

»Es muss nicht lange sein. Ich möchte nur zwei wichtige Sachen loswerden«, plappert Sina drauflos.

Im Hintergrund höre ich Linkin Park singen und wünsche mir mit viel Herzschmerz in der Brust, ich könnte jetzt bei meiner Freundin sein.

»Also erstens: Erwachsensein bedeutet nicht, dass man ein Kind haben muss. Ich wüsste zumindest nicht, wo das geschrieben steht. Ich glaube, erwachsen ist man, wenn man es schafft, für *sich selbst* Verantwortung zu tragen.«

»Also werde ich nie erwachsen?«, frage ich seufzend und lehne mich in meinem Stuhl zurück, lege den Kopf in den Nacken.

»Keiner von uns beiden wird es jemals wirklich. Nicht so richtig. Das sind nicht so *wir*, Süße. Und weißt du, was? Das ist voll-

kommen okay. Richtige Erwachsene wie Stephan sind eh langweilig.«

Die Art, wie sie seinen Namen ausspricht, klingt abfällig.

Liegt vielleicht daran, dass sie ihn nicht mag.

Oder daran, dass sie denkt, *er* wäre die *schlechteste Entscheidung* meines Lebens gewesen.

Stephan und ich haben uns vor über sieben Jahren während Sinas und meinem Work-and-Travel-Aufenthaltes in Neuseeland kennengelernt. Er besuchte seine Großeltern, die von echten Maori abstammen – ich besuchte mit Sina das Ende der Welt, um mich von dem Rest meines zerrütteten Lebens abzulenken.

Ich tauchte ab. Und er tauchte auf.

Boom!

Es war ein kickender Liebesrausch. Eine regelrechte Naturgewalt, die all meine Pläne durcheinanderwirbelte, mich vergessen ließ, warum ich überhaupt in Neuseeland war. Warum ich das *Tongariro Alpine Crossing* machen wollte. Warum ich in Queenstown Bungee springen wollte. Warum ich den *Franz Josef Gletscher* bewandern wollte.

Warum ich auf der Flucht war, vergessen wollte, was hinter mir lag.

Ich habe alles gemacht, was ich mir vorgenommen hatte. Diese ganzen aufregenden Dinge in Neuseeland. Und *vergessen*.

Bis Stephan zurück nach Deutschland wollte.

Bis Stephan mich fragte, ob ich ihn begleiten will, weil wir so gut funktionieren. Weil sich das mit uns wie Wasserfallspringen unter dem neuseeländischen Sternenhimmel anfühlt.

Anfühlte.

Denn was ich nicht ahnte, war, dass er nach Berlin wollte. In die große Stadt direkt neben Potsdam.

Wo meine narzisstische Mutter und mein desinteressierter Vater leben.

Wo eine schreckliche Erinnerung die nächste jagt.

Doch die Liebe zu Stephan war größer als der Schreckensort und die Schreckensmenschen.

Und für mich gab es nur zwei Optionen: Entweder blieb ich allein im Ausland, weil Sina längst zurück nach Deutschland gegangen war, um dort Architektur zu studieren. Oder ich heiratete Stephan, sobald wir in Deutschland waren. Darauf hoffend, dass die Magie zwischen uns ihre Wirkung nicht verlor.

Liebe ist so ein hinterhältiges Arschloch ...

Denn jetzt sitze ich hier, lebe nicht nur mit Potsdam und seinen Erinnerungen als Nachbarn, sondern bin auch dazu gezwungen, Mutter zu werden, weil ich Stephan nicht verlieren will.

Ich habe sonst nichts. Außer Sina. Und ich war schon immer schlecht darin, für mich einzustehen. Schlecht darin, die letzten Reste von mir und meinen verlorenen Träumen zu retten, die daraus bestehen, einfach nur glücklich zu sein und irgendwie ankommen zu wollen.

Dabei wird mir ein Kind, das ich nicht will, vermutlich nicht helfen.

Oder?

»Honey, bist du noch da?«, erklingt Sinas Stimme am anderen Ende des Telefons, und ich setze mich aufrecht hin.

Die Gespräche an meinen Nachbartischen werden lauter.

»Ich bin noch da, sorry.«

Sie seufzt. »Hör zu, mein Schatz, ich kann mir vorstellen, dass sich das gerade scheiße anfühlt.«

»Du hast ja keine Ahnung«, murmle ich und sehe in die fröhlichen Gesichter um mich herum.

»Ich weiß, dass du normalerweise nicht gut darin bist, Entscheidungen zu treffen. Vor allem nicht große, bedeutungsvolle. Doch dieses Mal ist es wirklich ernst.«

»Das hast du schon bei meiner Hochzeit gesagt«, erwidere ich schmunzelnd, und Sina schnaubt.

»Ja, okay. Mag sein. Aber jetzt zu zweitens: Ich bitte dich inständig, auf mich zu hören. Wenn schon nicht auf dich und dein Herz, dann wenigstens auf mich: Kein Kind!«

»Aber ...«

»Hanna ...«, knurrt meine Freundin. Ich weiß, dass sie mich am liebsten anschreien würde.

Würde ich auch gerne. Schreien. Meinen Kopf irgendwo gegen schlagen, damit sich die richtigen Synapsen verbinden können.

»Nenne mir auch nur einen guten Grund, warum *du* ein Kind bekommen solltest.«

In meinem Hals wächst ein Kloß in der Größe eines Globus. »Stephan zuliebe?«

Sina schweigt.

»Vielleicht könnte ich mich daran gewöhnen ...« Ich schlage meine Beine übereinander. »Vielleicht bin ich gar nicht mehr die Johanna von früher, die sich geschworen hat, nie Kinder in die Welt zu setzen. Vielleicht gibt es in meinem Inneren ja doch etwas, das gut mit dem Muttersein zurechtkommen könnte. Eventuell würde ich darin sogar aufgehen.«

»Süße, wir sprechen hier nicht von einem Haustier, das man sich anschafft und mit dem man ein paar schöne Lebensjahre verbringt. Ein Kind zu haben, bedeutet mehr als das. Es ist nicht nur die Verantwortung, sondern auch bedingungslose Liebe, Ängste, noch mehr Liebe, noch größere Ängste – bis an dein Lebensende. Und ... *Trigger*.«

In meiner Brust brodelte es.

Ganz ruhig, Hanna.

»Gott, ich kann das nicht.« Ich schluchze auf und schnappe mir eine Serviette vom Tisch, um meine Tränen fortwischen zu können, die gleich aus mir herausdringen werden. Ich spüre sie bereits.

Mein Kopf und mein Herz führen ein unerbittliches Battle. Sie hinterlassen eine Ambivalenz aus Panik und Hoffnung in mir.

Nein und Ja.

Kampf und Kapitulation.

Heilung und Schaden.

Zerschellte Träume, die der Hurrikan meiner Entscheidung wegweht. Für immer fort.

»Wenn Stephan dich wirklich liebt, wird er dich nicht deswegen verlassen. Er kann Ruby haben, so oft er will.«

Ich lache erstickt auf.

Ruby, Cupcake, Sweetie. Sinas dreijährige Tochter. Das einzige Kind, das ich nach meinen bisherigen Lebenserfahrungen wirklich liebe.

Ich kenne Sina seit der Oberstufe. Wir sind nach dem Abitur gemeinsam gereist und haben die wunderschönsten Lebensmomente zusammen genossen. Als ich später mit Stephan nach Berlin gegangen bin, ist sie von Köln in meine Nähe gezogen, weil sie es ohne mich nicht ausgehalten hat.

Sie hat ihren Studienplatz für mich gewechselt und ist vor vier Jahren von irgendeinem Kollegen schwanger geworden, der im Anschluss an ihre Offenbarung ins Ausland geflüchtet ist.

Ich stand ihr zur Seite. So wie sie mir.

Sie ist mein Anker. Der einzige Grund für mich, Potsdam zu besuchen.

Neben meiner Tante Emilie war sie stets der einzige beständige Part in meiner zerbrochenen Welt.

Plötzlich durchbricht Taylor Swifts Stimme die Achtzigerjahre-Playlist und singt mit melodischen Tönen *Anti-Hero*. Als hätte mich jemand beobachtet und gedacht, *oh, der geben wir jetzt noch den perfekten Song zu ihrer beschissenen Situation*.

Ein weiteres Wimmern bricht aus mir heraus.

»Süße?« Sinas Stimme klingt sanft.

»Jetzt singt auch noch Taylor«, jammere ich.

Hallo, ich bin's. Ich bin das Problem.

Ja. Möglicherweise war ich das schon immer.

»Okay ... Du atmest mal tief ein, schläfst ein paar Nächte drüber und wirst sehen, dass sich alles klären wird. Du brauchst dich nicht für deinen Mann zu verbiegen. Stephan wäre ein Trottel, sich deshalb von dir zu trennen. Er wird es nicht tun – selbst ich halte ihn für so zurechnungsfähig. Und du wirst *kein* Kind bekommen!«

Ich nicke, auch wenn Sina es nicht sieht.

Die Tür zum Hinterhof öffnet sich, und Stephan tritt nach draußen.

»Ich muss Schluss machen, küss Ruby von mir. Und bitte keine Salami für die Carbonara nehmen«, beeile ich mich, zu sagen.

»Okay. Tschüss, Honey. Kopf hoch.«

Ich lege auf, schiebe mein Handy in meine kleine Handtasche, wische mir noch einmal über das Gesicht, um jeden Beweis an vergangene Tränen zu beseitigen.

Stephan macht sich nicht die Mühe, sich erneut zu mir zu setzen. Blickt stattdessen missläunig auf mich herab. »Lass uns gehen.«

Ohne auf mich zu warten, marschiert er los.

Ich folge ihm eilig.

Er erinnert mich an meine Mutter ...

Einfach ignorieren. Einfach machen.

Hanna liegt falsch. Hanna muss spüren, wie verletzt ich bin.

Taylor hat recht. Ich bin das Problem. Wegen meiner vielen bescheuerten Entscheidungen.

It's me, hi, mein Name ist Johanna, ich bin neunundzwanzig Jahre alt und werde voraussichtlich die schlechteste Entscheidung meines Lebens treffen.